

Direktion ausgesetzt. Anmelden darf man, wenn es gut geht, innerhalb von zehn Tagen, abmelden – jederzeit! Im Laufe des Schuljahres werden die Eltern des den Religionsunterricht besuchenden Kindes mehrere Male von der Schuldirektion, aber auch vom Arbeitgeber (Staatsbetriebe – Anm. d. Red.) vorgeladen, wobei ihnen ständig wiederholt wird: Ihr Kind dürfe wegen Teilnahme am Religionsunterricht später keine Mittelschule und auf keinen Fall die Hochschule besuchen. Das gleiche wird ständig den Kindern eingetrichtert. Manche Agitatoren besuchen die Eltern sogar in der Wohnung. Es werden genaue „Kadervermerke“ geführt, welches Kind wie lange am Religionsunterricht teilgenommen hat. Diese Kadervermerke folgen dem Kind, und bei der Anmeldung für die Mittel- bzw. Hochschule erfolgt eine negative Wertung. Schon in der Grundschule und dann noch mehr in der Mittelschule müssen die Kinder Fragebogen über ihr Verhältnis zur Religion, über das religiöse Leben in der Familie (ob die Eltern die Kirche besuchen, zur Kommunion gehen usw.) ausfüllen. Es gibt in der Welt wohl kaum einen drastischeren Fall der religiösen Diskriminierung wie eben diesen...

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß in den Städten Tausenden von christlichen Kindern keine Katechese mehr gehalten werden kann. In den Kirchen ist der katechetische Unterricht auch verboten, und die Eltern zu Hause sind kaum dazu imstande. Deshalb herrscht große Ratlosigkeit unter den Priestern. Wie soll es weitergehen? Denn auch der wenige Religionsunterricht an den Schulen ist ständigen Störungen, ständigen Kontrollen ausgesetzt, so daß er nur als ungenügend bezeichnet werden kann. Dieses Problem ist so lebenswichtig und so aktuell, daß seine Lösung kein Aufschieben mehr verträgt.

18. Die Jugend in der Kirche: Es gibt genug junge Leute, die ein aufrichtiges, tief religiöses Leben führen, besonders dort, wo sich Priester ihrer annehmen können. Aber es gibt auch das Gegenteil. Während ihrer Ausbildungszeit besuchen fast alle jungen Leute Fachschulen oder andere Bildungsstätten. Sie wohnen in staatlichen Internaten, nehmen an den Arbeitsbrigaden teil, absolvieren den Militärdienst. Ihr religiöses Leben und ihre moralischen Auffassungen werden dadurch stark negativ beeinflusst. Viele kehren zu ihren Familien als laue, ja ausgesprochen ungläubige Menschen zurück. In den Kasernen und Internaten verloren sie jeglichen Kontakt mit der Kirche. Bei einigen bedeutet es nur

eine Krise, die durch Eheschließung und Familienleben überwunden wird. Bei vielen aber bleibt die religiöse Gleichgültigkeit. Bei sorgfältiger Beobachtung der Besucher unserer Gotteshäuser stellen wir fest, daß uns die jungen Männer zwischen zwanzig bis vierzig Jahren fehlen.

Der antireligiöse Druck auf die Jugend ist genau durchdacht und geplant. Die Jugend gehöre ihnen, erklären die Repräsentanten des Staates bei jeder Gelegenheit. Die sogenannten „Kirchensekretäre“ (Angestellte des staatlichen Amtes für Kirchenfragen – Anm. d. Red.) verbieten den jungen Priestern ausdrücklich den Kontakt und die Arbeit mit der Jugend. Gegebenenfalls werden die Laien dafür verfolgt. Die große Hoffnung unserer Kirche ist: daß sich trotzdem genug junge Menschen finden, die selbstbewußt und mit Freude ein Leben aus dem Glauben führen, und daß sich auch Priester und Laien finden, die sich ihrer annehmen.

19. Das Leben der kirchlichen Gemeinschaften: Man kann sagen, in unseren Pfarrgemeinden ist ein lebhaftes Interesse für die kirchliche Gemeinschaft erhalten geblieben. In größeren Städten bilden sich in den einzelnen Pfarreien aktive kirchliche Gruppen. Der zahlenmäßige Besuch der Gottesdienste ist vielerorts sehr erfreulich. Der Abfall einzelner wird durch Intensität der anderen und durch natürlichen, d. h. altersbedingten Zuwachs ausgeglichen. Die aktive Teilnahme hat sich, dank der konziliaren Liturgiereform, entschieden gesteigert. Die Feier der Eucharistie inmitten einer so lebendigen Gemeinde ist ein eindrucksvolles Erlebnis sowohl für den Priester wie für den Laien. Die religiöse Aufgeschlossenheit unseres Volkes ist so groß, daß jeder eifrige Priester in verhältnismäßig kurzer Zeit eine aktive religiöse Gruppe gewinnen und aufbauen kann. Unser Volk ist auch sehr opferbereit – man sieht es bei den Renovierungen der Kirchengebäude – und sehr dankbar für den priesterlichen Dienst. Das ist die schöne und erfreuliche Seite des priesterlichen Wirkens inmitten unseres Volkes. Trotz aller Schwierigkeiten, die uns bedrücken, gibt es da Augenblicke, wo wir allen unseren Mitbrüdern und besonders den Ordenspriestern, die unsicher geworden sind oder vielleicht gar schon aufgeben möchten, zurufen könnten: Kommt, lebt unter uns, um zu erfahren, wie sehr euch das Gottesvolk braucht, wie es euch liebt, wie es sich nach eurem priesterlichen Dienst sehnt, wie hoch es euch anrechnet, euch dem priesterlichen Wirken geweiht zu haben...

Tagungsbericht

Spiritualität und Gemeinschaft

Zu einer Tagung der Katholischen Akademie in Freiburg

Das 150jährige Diözesan Jubiläum, das die erst im Jahre 1827 im Zuge der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland gegründete Erzdiözese Freiburg heuer begeht, steht unter dem Motto „Damit sie auch morgen glauben können“. Ebenso wie dieses Motto war eine anläßlich des Jubiläums von der Freiburger Katholischen

Akademie veranstaltete, groß angelegte Tagung zum Thema „Christliche Existenz heute“ von mehr als bloß regionaler Bedeutung. An vier Tagen, vom 18. bis 21. Mai, stellten sich Orden und geistliche Gemeinschaften vor. In Vorträgen kamen herausragende Zeugen gegenwärtiger Spiritualität zu Wort.

Daß unter den möglichen Schwerpunktthemen im Zusammenhang mit der Frage nach der Zukunft des Glaubens gerade das „geistliche Leben“ ausgewählt wurde, ist charakteristisch für eine gegenwärtige Stimmungslage. Noch vor wenigen Jahren hätte man eine Tagung zu ähnlich herausgehobenem Anlaß sicherlich eher einer theologischen Grundfrage oder dem Themenbereich Kirche und Gesellschaft gewidmet. So wichtig und unabgeklärt vieles auf diesen Sektoren auch ist, das Interesse hat sich in einem ziemlich hohen Maß auf eine andere Lebensfrage von Kirche und Christentum verschoben, auf die Frage nach lebendiger Spiritualität heute. Auch die ungewöhnlich starke Teilnahme an der Freiburger Veranstaltung spricht dafür, daß mit der gewählten Thematik tatsächlich ein elementares Bedürfnis heutiger Menschen artikuliert war. Die Suche nach persönlicher Glaubenserfahrung und nach Formen gelebter Frömmigkeit ist offensichtlich im Zunehmen.

Gewissermaßen als Motto – eingeführt bereits von Akademiedirektor *Josef Sauer* in seiner Begrüßung und dann immer wieder aufgenommen – stand über der Tagung ein Wort von *Karl Rahner*: „Der Fromme von morgen wird ein Mystiker sein oder er wird nicht mehr sein.“ Unter einem Mystiker wird man dabei nicht eine exzeptionelle religiöse Begabung verstehen dürfen, die sich in außerordentlichen Erlebnissen äußert, sondern einen Menschen, dessen Glaube weniger auf äußeren Stützen gesellschaftlicher und kultureller Konvention ruht, sondern in einer persönlichen Gottes- und Christuserfahrung begründet ist, die in Gebet, Kontemplation und Gemeinschaft mitten in der Welt gelebt wird. Man ging in Freiburg davon aus, daß diese Spiritualität der Zukunft geprägt sein wird von Kommunitäten und von prägenden Personen. Dementsprechend bewegte sich die Tagung um zwei Pole: auf der einen Seite stellten sich geistliche Gemeinschaften jeweils einen Vormittag oder Nachmittag lang vor, wobei verantwortliche Leiter ebenso zu Wort kamen wie „normale“ Mitglieder. Auf der anderen Seite wurde der Blick auf Zeugen gelenkt, deren Name mit – heutigem wie traditionellem – geistlichem Leben verbunden ist. Dabei läßt sich über die Auswahl natürlich streiten: daß Taizé als eine der Gemeinschaften mit der größten Ausstrahlungskraft fehlte, war ein gewisses Manko, ebenso daß die Orden nur in einer ganz bestimmten Ausprägung in Erscheinung traten. Schließlich wäre es auch von Interesse gewesen, Vertreter einer „politischen Spiritualität“, wie sie sich international in kirchlichen Basisgemeinschaften manifestiert, zu hören; aber ihre Absenz rührte wohl auch daher, daß es im deutschsprachigen Raum so etwas praktisch nicht gibt.

Mönchtum als Herausforderung

Wurde „geistliches Leben“ früher recht häufig den Orden, zumal den kontemplativen, als „Spezialaufgabe“ zugeschoben, so ist heute das Selbstverständnis dieser Orden

eher so, daß sie nicht etwas tun, weil die anderen es nicht tun, sondern daß sie das, was alle Christen tun, in exemplarischer Weise – radikal – zu tun versuchen. „Vielleicht kann man es so verstehen, daß bei den Mönchen das, was im Leben jedes Christen verborgen ist, äußere Gestalt annimmt. Und das ist in erster Linie die Armut, die absolute Bedürftigkeit vor Gott; die Gewöhnlichkeit, in der man den Ungewöhnlichen ahnen kann“ – so beschrieb Prior *Bernardin Schellenberger* von der Trappistenabtei Mariawald in der Eifel die Sache und wehrte sich gegen überkommene Vorstellungen, die Kontemplativen gleichsam zu sehen als eine Art „Spezialarbeiter in einem Gebetskraftwerk“, durch das die Kirche über unterirdische Leitungen mit Gnadenstrom versorgt wird. In diesem Sinne war auch der Dienst, den der Mönch zum Thema Spiritualität leistete, nicht eine Verklärung oder Überhöhung des anderswo auch Gesagten und Gelebten, sondern eine schonungslos nüchterne Beschreibung kontemplativen Lebens, weniger werbend als herausfordernd.

Der Weg des Mönchs, den der Außenstehende für ein friedliches, behütetes und vielleicht etwas künstliches Dasein zu halten geneigt ist, wurde so charakterisiert: „Statt daß der Mönch schöne Erfahrungen macht und sie ein Leben lang in Muße kultiviert, mehr oder weniger zu seiner geistlichen Selbstbestätigung, wird er von Gott mit seiner ganzen Existenz in einen echten Sterbeprozess verwickelt, der das völlig unsentimentale und nüchterne Hineingenommenwerden in den Prozeß des Schicksals Jesu Christi selbst bedeutet.“ Der Mönch erlebe, wie ihm seine Konzeptionen und Erfahrungen von Gott zerrinnen, und wisse am Ende vielleicht nur noch, wer und wie Gott nicht ist, und trotzdem komme er von diesem Abwesenden und Unbekannten nicht los. Jedes Gottesbild, das ein Produkt von Wunschvorstellungen und Projektionen sein könnte, geht dem Mönch verloren. Er findet Gott nicht in der Vertiefung seiner Freuden und nicht in der Verlängerung seiner Ängste.

Das mönchische Ideal des „vacare deo“, des Freiseins für Gott, bei dem man an das Leben für Gott in der harmonischen Gemeinschaft Gleichgesinnter denken mag, erweist sich als harte Wirklichkeit. Der Mönch erfährt, daß weder das Freisein so leicht ist, wie er es sich vorgestellt hatte, noch daß Gott so schnell und in der Weise zur Stelle ist, wie er es erwartet hatte. Vielmehr kann es passieren, daß sein ganzes bisheriges geistliches Leben „wie eine Seifenblase platzt“; wo er Gott zu finden meinte, findet er sich selbst und die Brüder in der gleichen menschlichen Armseligkeit. Der Mönch merkt, wie er – um Gott zu finden – erst „leer“ werden muß für ihn. „Wenn dem Mönch sein selbstentworfenen Konzept verdorben wird, wenn ihm Gott immer unbegreiflicher wird und sich immer mehr von ihm entfernt, dann geht ihm hoffentlich auf, daß diese Enttäuschung etwas mit dem Schicksal seines Herrn und Meisters zu tun hat, in dessen Nachfolge er sich mit einer gewissen Naivität begeben hatte.“ In der Nachfolge Jesu vollzieht der Mönch nach, daß die Offenbarung Gottes in Jesus Christus die Umkehrung aller menschlichen Be-

griffe von Heiligkeit und Vollkommenheit und gleichzeitig die Überwindung der Urversuchung des Menschen bedeutet, sich selbst eine pseudo-Göttlichkeit anzumaßen, sich zum Gott nach dem Bild und Gleichnis des Menschen zu machen. Dagegen ist der in der Nachfolge gewiesene Weg zu Gott „das radikale Ja zu unserem Menschsein mit seiner wesentlichen Armut, seiner Nüchternheit und seiner Ohnmacht und letzten Endes mit seinem Ausgeliefertsein an den Tod“.

Wenn er so in die Kenosis Christi eingeht und die Gottferne unserer Gegenwart mitträgt, hofft der Mönch in seiner Einsamkeit nicht einsam zu bleiben, sondern eine universale „therapeutische“ Wirkung für die Kirche und durch sie für die Welt auszuüben, insofern ein Weg aus der Versklavung an Blindheit und Unwahrhaftigkeit gebahnt wird, aus der Unterwerfung an ein falsches (individuelles und kollektives) Bild vom Menschen und von Gott. Das geschieht dadurch, daß das Mönchsleben nicht vor den Frustrationen der eigenen Armut und Nüchternheit flieht oder sie bloß hinnimmt, wenn ihnen überhaupt nicht mehr zu entkommen ist, sondern „mit und in Christus“ in Freiheit darauf zugeht. Schellenbergers Ernüchterungstherapie mündete in ein sehr persönliches Bekenntnis: „Ich habe nicht sehr viel mehr erreicht als die Ahnung, daß mein Zustand, mein Werden – oder besser mein Nicht-Werden, mein Nichts-Werden, meine Desillusionierung und mein widersprüchliches Dasein irgend etwas mit dem Schicksal Jesu Christi zu tun haben muß. Dieses kleine bißchen Gewißheit ist mir mehr wert als alle Arten von ‚Erfahrung‘, bei denen ich nie sicher sein könnte, ob sie nicht das Produkt meiner eigenen Süchte oder Ängste sind. Denn solange ich begierig (und sei es mit einer noch so geistlichen Begier) Ausschau halte nach einer bestimmten Erfahrung, nach einem bestimmten Zustand, muß ich damit rechnen, daß das, was ich erlange, das Produkt meiner Begier ist – und folglich wieder ein falsches Bild von Gott, ein Gott nach meinem eigenen Bild und Gleichnis.“ Von daher versteht sich der Mönch zugleich als Friedensstifter – weil er für sich nichts beansprucht – und als Zeichen des Widerspruchs – weil er herrschende Konventionen durchbricht. Es versteht sich, daß der Weg des Mönchs ein langer Weg ist, und es konnte deshalb nicht überraschen, daß der Ordensmann als Grundproblem mancherlei moderner geistlicher oder meditativer Erweckung bezeichnete, daß man zuviel und zu früh positive Erfahrung erwartet bzw. verspricht.

Neue geistliche Gemeinschaften

Dem Mönchtum (dessen aktive Komponente der Abt der Missionsbenediktiner-Abtei Schweiklberg, *Anselm Schulz*, zur Geltung brachte) wurden neue Formen von Gemeinschaften gegenübergestellt, die – bei allen Unterschieden im einzelnen – alle verbindet, daß sie ein gemeinsames geistliches Leben „*mitten in der Welt*“ anstreben. Der Grad der Gemeinsamkeit reicht in diesen Gruppen vom monatlichen Zusammentreffen bis zum Leben in ei-

ner festen Kommunität, der Grad der Verpflichtung von aktiver Mitgliedschaft (die überall Bedingung ist) bis zur Übernahme der evangelischen Räte in der Form des Gelübdes.

Die vielleicht neueste der vorgestellten Gemeinschaftsformen ist die durch die *Equipes Notre Dame* repräsentierte, neu vor allem insofern, als es sich hier um eine *Gemeinschaft von Ehepaaren* handelt. Die Equipes haben ihren historischen Ursprung in Paris, wo kurz vor dem Zweiten Weltkrieg einige junge Ehepaare zusammen mit Abbé Caffarel – der geistlichen Gründerfigur der ganzen Bewegung – den Versuch begannen, als Gruppe ihr „Ehesakrament tiefer zu leben“. Nach dem Krieg fand dieses Modell relativ rasch weite Verbreitung. Heute gibt es weltweit rund 3700 Gruppen mit etwa 21000 Ehepaaren. In der Bundesrepublik Deutschland existieren gegenwärtig 75 Gruppen. Eine Gruppe besteht aus vier bis sieben Ehepaaren und einem Priester. Wesentlich für das Leben der Gruppe ist der Monatsabend, zu dem sich die Mitglieder abwechselnd bei einer Familie treffen. Die Elemente dieser Zusammenkünfte sind gemeinsames Essen, Gespräch, Austausch über ein vorher vereinbartes Sachthema sowie Schriftlesung und Gebet. Wenn es ein Anliegen dieser Gruppen ist, das Miteinandersprechen – unter den Ehepartnern, mit den Kindern und in der Gruppe – zu lernen, dann ist es darüber hinaus auch beabsichtigt, das gemeinsame Beten zu üben. So spielt nicht nur im persönlichen Leben der Mitglieder das individuelle und gemeinsame Gebet eine wichtige Rolle, sondern es wird an den Monatsabenden ausgehend von der Schriftlesung eine Art Gebetsrunde, lautes freies Beten praktiziert. Diese ganz bewußte Bemühung um ein vertieftes Glaubens- und Gebetsleben, konzentriert insbesondere in der immer wieder neuen Entdeckung des Sinns des Ehesakramentes, ist das Spezifikum der Equipes innerhalb der heute auch sonst verbreiteten Familiengruppen. Wo diese mehr als pädagogische bzw. gemeindliche Betriebsamkeit pflegen, ist wohl kein sehr großer Unterschied mehr zu den Equipes. Denn auch ihre Mitglieder sind außerhalb der Gruppe als einzelne in Kirche und Öffentlichkeit aktiv. Ihr Engagement spielt sich nicht in erster Linie in und mit der Gruppe ab, sondern – wie bei jedem Christenmenschen sonst auch – in den ganz normalen Lebensbereichen.

Am nächsten standen den Equipes unter den vorgestellten Gruppen die *Gemeinschaft christlichen Lebens*, ebenfalls eine Laienbewegung, die aus der marianischen Kongregation hervorging. Von daher rührt eine gewisse *ignatianische Prägung* und eine intensive Wechselbeziehung zur Gesellschaft Jesu. Eine besondere Rolle im Gebetsleben der GcL – wie sie sich abgekürzt nennen – spielt das sogenannte „Gebet der Verantwortung“ (eine Art ausführliche tägliche Gewissenserforschung), das auch in der Gruppe geübt wird. Als die spezifische Quelle ihrer Spiritualität werden die geistlichen Übungen des Ignatius verstanden. Zu den Verpflichtungen, die die Mitglieder übernehmen, gehört deshalb die jährliche Teilnahme an „Intensivzeiten“, die sich „in Treue und voller Flexibilität“ an den ignatianischen Exerzitien orientieren.

Die drei anderen, wesentlich bekannteren Gruppen bzw. Bewegungen, die in Freiburg präsent waren – die Gruppen von Charles de Foucauld, die Focolarini und die Schönstatt-Bewegung –, haben das eine gemeinsam, daß sie gleichsam „Familien“ von Gemeinschaften sind, in denen es recht verschiedene „Kinder“ gibt. So existieren innerhalb der *Schönstatt-Bewegung* – gegründet von dem Pallottinerpater Joseph Kentenich und neben Deutschland vor allem in Südamerika verbreitet – sechs Säkularinstitute: zwei Priesterinstitute, eine Männer- und zwei Frauengemeinschaften und sogar ein Institut von Familien. Die 1948 ins Leben gerufene schönstättische Gemeinschaft der Marienschwestern war das erste kirchenrechtlich errichtete deutsche Säkularinstitut. Die Bewegung selbst greift jedoch über diese festen Gruppen hinaus und versteht sich als apostolische, besonders auch in der Familienpastoral engagierte Initiative. Bekannt ist die prononciert *marianische Spiritualität* der Schönstätter (die auch etwas verstiegene Züge annehmen kann, wie man der Darstellung eines Verantwortlichen entnehmen konnte: „Gnadenhafter Mittelpunkt ist ... das Heiligtum der Gottesmutter von Schönstatt als ‚heiliger Ort‘ der Gottesbegegnung“).

Die „*Gemeinschaften der geistlichen Familie von Charles de Foucauld*“ haben sich seit dem Tod ihres spiritus rector über die ganze Welt ausgebreitet. Stichworte ihrer gemeinsamen Spiritualität sind *Anbetung* (als Dasein für Gott, still werden vor ihm), *Nazareth* (als Zeichen des gewöhnlichen christlichen Alltags, als der *letzte Platz*, an dem der Christ wie Jesus in Verborgenheit und Unscheinbarkeit lebt) und *Armut*. Große Bedeutung haben für das Leben der Gemeinschaften die Feier der Eucharistie, auch die eucharistische Anbetung, das Schriftgespräch und die gemeinsame Lebenserneuerung (*révision de vie*). Die ersten Kongregationen, die sich auf Grund der von Charles de Foucauld entworfenen Regel zusammenfanden, waren die „*Kleinen Brüder Jesu*“ und die „*Kleinen Schwestern Jesu*“, die unter den in jeder Hinsicht unscheinbarsten Verhältnissen mitten in der Welt ein kontemplatives Leben führen. Daneben gibt es heute die Kleinen Brüder und Schwestern von der Frohbotschaft, die unter den gleichen Bedingungen apostolische und missionarische Aufgaben übernehmen. Die Fraternität Jesus Caritas ist ein Zusammenschluß berufstätiger Frauen, die in der Art eines Säkularinstituts nach den evangelischen Räten leben. Wichtig ist die Priestergemeinschaft Jesus Caritas, in der sich Weltpriester zusammengeschlossen haben, die ihren Dienst in der Kirche – in Seelsorge, Theologie oder kirchlichen Führungspositionen – im Geist der „*Kleinen Brüder*“ tun wollen. Schließlich nimmt auch eine „*Gemeinschaft Charles de Foucauld*“ allmählich Gestalt an, die aus Laien besteht, die in Beruf und Familie das Leben de Foucaulds als einen Kommentar zum Evangelium sehen, „der sie immer wesentlicher auf Jesus als die Mitte ihres Lebens hinweisen kann“.

Das stärkste Echo unter allen neuen geistlichen Gemeinschaften hat die *Fokolare-Bewegung* gefunden. Sie geht

zurück auf die Initiative der Lehrerin *Chiara Lubich* aus Trient, die in den Erfahrungen des Zusammenbruchs in der Kriegs- und Nachkriegszeit, zusammen mit einer Gruppe von gleichaltrigen jungen Frauen, in neuer Weise nach den evangelischen Räten zu leben begann. Aus diesem Anfang wuchs eine Bewegung, die heute in rund 100 Ländern auf der ganzen Welt verbreitet ist. Kernzellen des Ganzen sind die gegenwärtig etwa 220 Fokolare mit ca. 2400 Mitgliedern. Die meisten von ihnen sind Männer und Frauen, die als Laien mit einem zivilen Beruf nach den drei Gelübden leben (als Frauen- oder Männerwohngemeinschaften in – der jeweiligen Umwelt angepaßten – Mietwohnungen). Eine nicht unerhebliche Zahl der „*eigentlichen*“ Fokolare sind aber auch Eheleute, die ohne Gelübde „in der Form von Versprechen und in Teilnahme am Leben der Gemeinschaft an der Radikalität des Fokolars teilnehmen“. Um diese Kommunitäten sind eine Familienbewegung („*Neue Familien*“) und Priestergemeinschaften („*Priesterfokolare*“) gruppiert, darüber hinaus als zahlenmäßig stärkste Gruppe die sogenannten „*Freiwilligen*“ der offenen Bewegung „*Neue Gesellschaft*“. Die zweite Generation der Fokolare-Bewegung, die „*Gen*“, umfaßt ca. 12000 Jugendliche, die in Gütergemeinschaft nach den Idealen der Fokolare leben. In großen Veranstaltungen („*Gen-Festivals*“) und durch die beiden Bands „*Gen rosso*“ und „*Gen verde*“ haben sie in evangelistischer Absicht eine beträchtliche öffentliche Aufmerksamkeit erreicht. Eine Besonderheit der Fokolare ist, daß sie sich auf ihre Weise auch dem ökumenischen Anliegen – und sogar Angehörigen nichtchristlicher Religionen – geöffnet haben. Bekannt ist in dieser Hinsicht das ökumenische „*Lebenszentrum*“ Ottmaring bei Augsburg geworden, wo durch das gemeinsame Leben – in Übereinstimmung mit den katholischen und evangelischen Autoritäten – Brücken zwischen den Konfessionen entstehen sollen. In England sollen inzwischen mehr Anglikaner als Katholiken zur Bewegung gehören. Kontakte mit dem Patriarchat von Konstantinopel noch unter dem Patriarchen Athenagoras haben die Ausbreitung im Nahen Osten eingeleitet, wo es zur Mitarbeit zahlreicher Moslems kam. Ihre Spiritualität charakterisieren die Fokolare durch *drei biblische Leitworte*: „wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind ...“ bzw. „laß alle eins sein“ (Einheit und Liebe als Prinzipien des Miteinanderlebens, in dem die Gegenwart Jesu erfahren wird); „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Nähe zu „Jesus dem Verlassenen“, Erfahrung Gottes in der Gottesferne); „wer euch hört, der hört mich“ (selbstverständliches Rechnen mit der kirchlichen Vollmacht in ihren konkreten Trägern).

Prägende Gestalten

An der Geschichte aller dieser Gemeinschaften fällt auf, daß bestimmte Personen für sie maßgebend waren, die aufgrund ihrer speziellen Berufung eine gemeinschaftsbildende Kraft entfaltet haben. Wie sehr die Orientierung an

den „Meistern des Gebetes“ zu Spiritualität und Kontemplation gehört, kann auch ein Blick auf die geschichtliche Wirkung und bleibende Gegenwärtigkeit großer geistlicher Menschen zeigen. Sinnvollerweise wurde deshalb im Verlauf der Tagung ein Abend zwei großen Gestalten abendländischer Mystik gewidmet: *Teresa von Ávila* und *Johannes vom Kreuz*. Die Kölner Karmelitin *Waltraud Herbstrith* arbeitete das geistliche Profil der beiden spanischen Heiligen und Erneuerer geistlichen Lebens heraus. Bezeichnend, daß beide in ihrem äußeren Lebensablauf nicht die ausgetretenen Pfade gingen. Weder das zeitgenössisch gängige bürgerliche noch das konventionelle Ordensleben konnten sie befriedigen und erschienen ihnen als Hindernis auf ihrem inneren Weg. Für Teresa wurde „inneres Beten“, „Beschauung“ – als Gespräch mit Christus, als inneres Verweilen bei ihm – zu ihrem eigentlichen Lebensinhalt. Dabei wollte sie ein Mensch werden, „der immer auf Gott schaut, ohne die Menschen aus dem Blick zu verlieren“. Mystische Erfahrung war für sie zugleich Weg zur Freundschaft mit Gott und Weg zur Freundschaft mit den Menschen. Auch Johannes vom Kreuz wußte – selbst wenn er methodisch den Weg der „Nacht“, der negativen Theologie, ging, auf dem er das Dunkel der Glaubenserfahrung erlebt und überall „Nicht-Gott“ erfährt –, daß die Schöpfung nicht übersprungen werden darf und daß der Weg über die Negation zu einer echteren Bejahung der durch die Inkarnation „konsekrierten“ Schöpfung führen muß. Das ist aber nur einer Haltung möglich, die sich nicht unmittelbar an die Welt ausliefert, sondern die innehalten kann, um „das Schweigen Gottes zu vernehmen“ und darin die Erfahrung von persönlicher Nähe und letzter Geborgenheit zu machen. Johannes nennt als Zugangsmöglichkeiten: Sich-tragen-Lassen, Schweigen, Ruhigwerden, Nicht-Tun, Leer-Sein, Nicht-Sehen, Glauben, Lieben.

Exzeptionelle Gestalten wie diese können nicht einfach nachgeahmt werden. Sie finden auch nicht einfach zu jeder Zeit gleichrangige Nachfolger. Wenn ihre Erfahrung aber fruchtbar bleiben soll, braucht es die Vermittlung durch Menschen, die auf ihre Weise in ihrer Gegenwart vormachen, was kontemplatives Leben bedeutet. Mit *Marcel Légaut* und *Carlo Carretto* waren zwei solche Vermittler, die durch ihre weitverbreiteten Bücher bekannt sind, auf der Freiburger Veranstaltung vertreten. Für Légaut (seine wichtigsten Bücher: „Meine Erfahrung mit dem Glauben“ und „Meine Erfahrung mit dem Menschen“), den französischen Mathematikprofessor, der sich von der Universität zurückzog, um Schafzüchter zu werden, bedeutet geistliches Leben in erster Linie, den inneren Weg der ersten Jünger wiederzufinden, um zu verstehen, wer Jesus wirklich war und was er für den heutigen Menschen werden kann: „sich Gott in der Nachfolge Jesu nähern, wie zu seinen Lebzeiten sich seiner bewußt werden“. Die Vertiefung in das Leben Jesu, in der man sich selbst aufs Spiel setzt und sich verwandeln läßt, hat Légaut als seinen geistlichen Weg vorgemacht. Auf der Suche nach dem Menschen Jesus findet er, daß er „in übermenschlicher Weise die ganze menschliche Möglichkeit ausgeschöpft hat“. „In

dem Maße, wie man dem in seinem eigenen Leben entspricht, erahnt man in ihm die Erfüllung aller inneren Forderungen, welche die Menschen nach und nach in sich entdeckten, und den Beginn dessen, was sie aus dem Besten ihrer selbst heraus im Lauf der Jahrhunderte ersehnten.“ Carlo Carretto von der Gemeinschaft der Kleinen Brüder (Verfasser von „Wo der Dornbusch brennt“ und „Denn du bist mein Vater“), der einst Präsident der katholischen Jugend Italiens war und sich dann in die Einsamkeit der Wüste zurückzog, hinterließ wohl den nachhaltigsten Eindruck. Das Staunen über alles, so sagte er, habe ihn zum Gebet gebracht, das Staunen über den Menschen, die Schöpfung, die Geschichte. Der Streit zwischen der horizontalen und der vertikalen Dimension ist für Carretto ein Zeichen dafür, „daß man noch nicht angekommen ist“. „Laßt euch packen von der Immanenz Gottes“ – alles ist Gleichnis Gottes. Dies sei aber bloß die Schwelle zur Kontemplation. Über die Schwelle tritt, wer von Christus und seinem Geschick, von Kreuz und Ostern, lernt, die Wirklichkeit anzunehmen und die Erfahrung zu akzeptieren, daß sich Gott „sub contrario“ offenbart, daß Leben aus dem Tod entsteht. Deshalb müsse man fähig werden, zu hungern und zu leiden in der Erwartung, daß der Schmerz sich als Segen erweist, in der Erwartung Gottes, der immer im Kommen ist und der immer Neues bringt. Wer heute an ein Christentum glauben wolle, das die Wirklichkeit beeinflusst, müsse es als Sieg über die Angst begreifen (und leben). „Wenn ich eine Kirche sehe, die Angst vor dem Neuen hat, muß ich lachen.“ Sicherheit bestehe darin, keine Sicherheit zu haben außer dem Vertrauen auf den immer neuen Gott. „Sicherheit besteht nicht darin, daß man sich am Vergangenen festklammert, sondern darin, daß man die Freiheit der Kinder Gottes besingt.“

Das Evangelium leben

Wenn man nach dem gemeinsamen Nenner fragt, der die vorgestellten Gemeinschaften wie auch die inspirierenden einzelnen verbindet, so ist es die Bereitschaft und das Bemühen, in möglicher Unmittelbarkeit das Evangelium zu verstehen und zu praktizieren, kurz – wie es so oft, daß es am Ende fast abgegriffen wirkte, gesagt wurde –: das Evangelium zu leben. Das bedeutet in erster Linie eine *persönliche Christusbeziehung*, die in Jesus – wie es mehrfach hieß – den „Grundpartner“ sieht, der das persönliche Leben wie das der Gemeinschaft trägt. Der Glaubende soll Erfahrungen machen mit der Person, auf die er sich einläßt. Insofern handelt es sich meist – vielfach auch dort, wo, wie bei den Fokolare, ein marianischer Akzent dazu kommt – um eine christologisch orientierte Spiritualität. In dieser Bindung wird nicht nur Befreiung zu Zeugnis und Dienst, sondern auch Selbstverwirklichung, man könnte auch sagen „persönliche Erfüllung“ gefunden. Grundgesetz dieser Spiritualität ist – wie bei ihrem Ursprung – das Gesetz des Weizenkorns, das im „Sterben“ Frucht bringt: man muß sich loslassen, sich aufgeben, um sich zu gewinnen.

Ergebnis dieser persönlichen Bindung ist die Befreiung aus individueller Isolierung zur *Gemeinschaft*, wobei die Gemeinschaft selbst wieder Ort der Christuserfahrung wird. Diese Gemeinschaftsbezogenheit ist vielleicht der hervorstechendste Grundzug der „neuen Spiritualität“. Auch die in ihrer Bedeutung zurückgewonnenen spirituellen Grundvollzüge, die ein weiteres Kennzeichen ausmachen – also *Schweigen, Meditation, Gebet* – werden, wenn auch nicht exklusiv, so doch schwerpunktmäßig zurückgebunden an die Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft versteht sich aber als offen nach zwei Seiten hin: zur *amtlichen Kirche*, deren Autorität vorbehaltlos akzeptiert wird, und zur „Welt“, aus der man sich nicht zurückzieht, sondern in der und für die man lebt – als Zeuge der *Gegenwart Gottes*. Diese *missionarische Umsetzung* der eigenen „Christusbeziehung“ in einer Zeit und Gesellschaft der „Gottesfinsternis“ gehört programmatisch zum Selbstverständnis aller vorgestellten Gruppen, wobei diese missionarische Komponente vielfach stark praxisorientiert ist (Zeugnis durch die Art, miteinander zu leben, durch einen „neuen Lebensstil“).

In einer eindrucksvollen abschließenden Ansprache – die sich auf der Grenze zwischen Vortrag und Predigt bewegte (kein Wunder, denn es war die einzige Veranstaltung, die im Freiburger Münster stattfand) – zog der Aachener Bischof *Klaus Hemmerle* ein Resümee, indem er noch einmal das Grundgesetz heutiger Spiritualität beschrieb. Sie muß *kontemplativ* sein: kontemplativ, insofern sie „so direkt, so zielgerade wie überhaupt nur möglich“ auf Gott schaut, aber in einer „ganz dichten Welt- und Tatbezogenheit“, „mit den Augen auf ihn schauend und den Stoff unserer Welt in unseren Händen“; es ist die Spiritualität „der Unteilbarkeit und Unzerreißbarkeit von Gottesliebe und Nächstenliebe, von vertikal und horizontal“. Und sie muß *gemeinsam* sein: als „Alternative zwischen jener in sich vertrocknenden Individualität und jener den einzelnen verschluckenden Kollektivität“. Hemmerle beschrieb, wie Spiritualität und Gemeinschaft gewissermaßen auf gleiche Art „funktionieren“ und wie das eine zum anderen führt. Beides kann man nicht machen: man müsse sich zunächst selbst auf den Weg der Spiritualität machen, aber das Entscheidende ist, daß man dabei die Erfahrung macht, „daß auf mich einer unterwegs ist“; ebenso bestünde Gemeinschaft darin, daß die Partner jeweils den ersten Schritt machen, um dann zu erfahren, daß auch der andere den ersten Schritt schon getan hat, um schließlich zu entdecken, „daß

einer auf uns beide zu schon diesen ersten Schritt gemacht hat“. So führe Spiritualität, wo sie bedacht wird, zur Gemeinschaft, und Gemeinschaft führe in ihrer Tiefe zur Spiritualität.

Ein Weg, aber nicht der einzige

Zwei kritische Postulate formulierte Bischof Hemmerle: *an die geistlichen Gruppen*: nicht ängstlich „unsere kleinen Aufbrüche des Geistes oder was wir dafür halten“ zu hüten, damit sie durch den rauen Wind der Institution nicht zerstört werden, sondern sich in die Kirche hineinzuwagen; *an die Außenstehenden*: nicht bloße „Schlachtenbummler auf dem Feld der Charismen“ zu bleiben, ohne sich zu binden.

Was das zweite betrifft, so dürfte – zumindest nach Meinung des Chronisten – diese Forderung nicht absolut gesetzt werden. Denn es gibt sicher mehr Wege des Christseins heute, als sie etwa die vorgestellten Gruppen repräsentierten, und nicht jeder, der seine Berufung nicht in einer geistlichen Gemeinschaft sieht, ist schon ein bloßer Schlachtenbummler. Die unverzichtbare Funktion dieser Gruppen ist es aber (einmal abgesehen von ihrem apostolischen und missionarischen Engagement), daran zu erinnern, daß ohne Gemeinschaft und ohne jede Art von geistlichem Leben die christliche Existenz bodenlos wird und zu – kirchlicher oder gesellschaftlich-sozialer – Betriebsamkeit degeneriert. Aber die Form dieses geistlichen „Fundamentes“ kann doch sehr verschieden sein. Einer mehr theologischen oder sonstwie theoretischen Begabung dürfte – grob gesprochen – die bisweilen auftauchende Gefahr, in religiöse Geschwätzigkeit zu verfallen, ebenso wenig geheuerlich sein wie die andere, den Glauben sprachlos werden zu lassen. Eine eher skeptische Natur wird vielleicht nicht so schnell, wie es die Mentalität mancher Gruppen in einer Art – durchaus positiv zu würdigender – Glaubensnaivität vorsieht, bereit sein, so unvermittelt das Leben der eigenen Gemeinschaft als Leben mit Gott, so unmittelbar die Heilsgeschichte unter dem Blickwinkel der eigenen Bewegung zu sehen. Einer heute zeitgemäßen und nicht elitären Spiritualität ist man wohl um so näher, je mehr die Verbindung der nüchternen geistlichen Erfahrung des Mönchs und des unverkürzten Alltags „in der Welt“ gelingt. Je stärker das einzelne und Gemeinschaften jeweils realisieren, desto unersetzlicher sind sie für Kirche und Welt heute.

Kurzinformationen

Die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung beging an Pfingsten in Lausanne den fünfzigsten Jahrestag ihrer Gründung (vgl. das aus diesem Anlaß mit dem gegenwärtigen

Direktor der Kommission, *Lukas Vischer*, geführte Gespräch, HK, Mai 1977, 250 ff.). Im Sommer 1927 waren nach jahrelangen Vorbereitungen rund 400 Vertreter von 127 Kirchen zur Ersten